

## Ad marginem

### Anomalistische Randnotizen zur Literatur (IV)

GERD H. HÖVELMANN UND FRANZ SIEPE (†)<sup>1</sup>

*Redaktionelle Vorbemerkung:* Ergänzend zum regulären Rezensionsteil der *Zeitschrift für Anomalistik* werden in dieser unregelmäßig erscheinenden Rubrik Bücher kurz vorgestellt und diskutiert, die sich meist zwar nicht unmittelbar mit der Anomalienforschung oder einem ihrer Teilbereiche befassen, die für den verzweigten transdisziplinären Kontext der Anomalistik jedoch von Belang sind. Die mag den Grund haben, dass sie etwa ideen-, begriffs- oder kulturgeschichtliche Hintergründe wissenschaftlichen Arbeitens beleuchten oder historische, methodologische, soziologische, wissenschaftstheoretische oder wissenschaftspraktische Erwägungen anstellen, die für die Anomalistik und ihre Verortung im Wissenschaftsdiskurs aufschlussreich sind, oder dass sie in irgendeiner anderen Weise zur Beurteilung, Gewichtung oder Erklärung von Anomalien beizutragen vermögen. Leser sind gerne eingeladen, geeignete Bände für diese Rubrik vorzuschlagen oder selbst kritische Kurzbesprechungen zur etwaigen Veröffentlichung einzureichen (Hinweise oder Vorlagen richten Sie bitte direkt an [redaktion@anomalistik.de](mailto:redaktion@anomalistik.de)).

---

Noel Daniel (Ed.)

#### **Magic, 1400s – 1950s**

Köln: Taschen Verlag, 2009

ISBN: 978-3-8365-0977-0, 650 Seiten, € 150,00

Eigentlich müsste dieses fabelhaft schöne Buch in einem klassischen Rauchsalon auf einem kleinen Kaffeetischchen zu jedermanns geruhsamer Durchsicht, Erbauung und Bewunderung ausliegen. Aber wo gibt es heute noch Rauchsalons? Und welches Kaffeetischchen trägt schon

---

<sup>1</sup> Gerd H. Hövelmann, M.A., studierte Philosophie, Linguistik, Literaturwissenschaft und Psychologie, war von 1984 bis 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seither selbständig. Er ist der Redaktionsleiter der *Zeitschrift für Anomalistik*. – Franz Siepe (1955-2013) studierte Germanistik, Politik und Philosophie an der Universität Marburg. Ab 1986 ist er als freiberuflicher Sprachberater tätig, seit 1998 außerdem als freier Autor und Publizist mit Schwerpunkten auf kultur- und literaturgeschichtlichen Themen. Er starb unerwartet während der Fertigstellung dieser Rubrik.

ein Buch, das mehr als 8 Kilogramm wiegt und das aufgeschlagen durch keine Zimmertür und kaum ein Treppenhaus passt? Augenzwinkernd hatte mich einer gewarnt: Das Buch werde per Kranwagen durchs Fenster geliefert, hatte er gesagt. Das trifft nicht ganz zu, aber immerhin kommt es in einem sehr stabilen Kartonkoffer mit belastbarem Tragegriff daher. Und in der Tat schadet es nicht, wenn man vor dem Empfang und der Einsichtnahme solide gefrühstückt hat. Der Weg aus meiner Wohnung zum Schreibtisch in meinem Büro führt u.a. durch vier zusammenhängende Räume, die vorwiegend als Bibliothek genutzt werden. In einem von ihnen steht ein solider Unterschrank, auf dem nun Noel Daniels in jeder Hinsicht riesiges Buch über die Geschichte der Zauberkunst und ihre öffentliche Darstellung und Bewerbung ruht. Allmorgentlich ist es eine der ersten „Amtshandlungen“, eine neue Seite aufzuschlagen. Bei 650 Seiten bietet dies Abwechslung und immer neue, ungewöhnlich attraktive Einblicke für fast ein ganzes Jahr. Und da man sich daran so bald nicht leid sieht, schadet es nicht, hernach wieder von vorne zu beginnen oder den Band gegen einen weiteren auszutauschen, der, in gleicher Aufmachung und von derselben Herausgeberin betreut, die Geschichte des Zirkus beleuchtet und illustriert (Daniel, 2008).

Werden wir ein wenig ernsthafter: Die große Zeit der Illusionisten, der professionellen Zauberkünstler war ausgerechnet das beginnende Maschinenzeitalter (Klinckowstroem, 1954): Als alle begannen, alles erklären zu können, kamen die Zauberer und erzählten die Geschichte von der (vermeintlichen) Auflösung aller Rationalität. Noel Daniel und ihre Mitautoren wiederum erzählen die Geschichte dieser Zauberer über einen Zeitraum von fünfeneinhalb Jahrhunderten. Anhand von mehr als 1.000 eindrucksvollen Bildern, oft exzellent reproduzierten Werbeplakaten, und mittels konzentrierter, durchweg kompetenter und eingängiger Texte berichten Noel Daniel und die Experten Mike Caveney, Jim Steinmeyer und Ricky Jay von den Großen des Zaubers, von deren Tricks und von ihren Selbstinszenierungen. Dabei kommt in einem gesonderten, zentralen Kapitel über „The Supernatural and the Spirit Worlds / Die Welt der Geister und des Übernatürlichen“ (S. 256-337) auch die Diskussion des wechselvollen Verhältnisses zwischen Spiritismus, Mediumismus und Okkultismus und der jeweils zeitgenössischen Zauberkunst nicht zu kurz, für die insbesondere Ricky Jay als Historiker der Salon- und Bühnenmagie und als Sammler einschlägiger, heute oft kostbarer<sup>2</sup> Memorabilia seine besondere Kompetenz schon bei mehreren früheren Gelegenheiten unter Beweis gestellt hat (Jay, 1999, 2001).

Noel Daniel gelingt es in diesem inspirierenden Band, dessen sämtliche Texte und Bildbeschreibungen dreisprachig (englisch, deutsch und französisch) gehalten sind, den Leser über die Geschichte der Zauberkunst und ihre vielfältigen Verwicklungen höchst eindrucksvoll (im Wortsinne) „ins Bild zu setzen“ – von den Straßenkünstlern des Mittelalters bis zu den schillernden Bühnenmagiern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und das Buch legt vielerlei historische, ikonografische und kulturwissenschaftliche Spuren, denen es sich weiter

---

2 Klassische Handzettel und Einblattdrucke bis hin zu farbenprächtigen Werbeplakaten für Zaubervorführungen aus einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten werden heute, gute Erhaltung vorausgesetzt, oft zu Preisen von mehreren tausend Euro pro Stück gehandelt.

nachzugehen lohnt. Außer einer einschlägigen, reichhaltig illustrierten Historiografie ist mit diesem gewichtigen Band zugleich, fast beiläufig, auch eine überfällige Reminiszenz an eine längst untergegangene Plakatkunst entstanden und gelungen.

Dieses kolossale Buch ist ohne Zweifel jeden der 150 Euro Originalpreis wert, es wird aber vereinzelt in den Schaufensterauslagen von Buchhandlungen auch bereits zu deutlich reduziertem Preis (€ 49,95) angeboten. Wer auch nur verhaltenes Interesse an der Geschichte der Zauberkunst und ihren wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Weiterungen aufzubringen vermag, der ist gut beraten, auf diesen Band nicht zu verzichten – und zur Not sein Kaffeetischchen aufrüsten. Hätte ich einen Preis für das visuell eindrucksvollste Buch mit Bezügen zur Anomalistik aus den letzten Jahren zu vergeben, dann wäre Noel Daniels *Magic, 1400s – 1950s* ganz weit vorne mit dabei. (GHH)

### Literatur

Daniel, N. (Ed.) (2008). *The Circus 1870 – 1950*. Köln: Taschen Verlag.

Jay, R. (²1999). *Learned Pigs & Fireproof Women*. 2nd Printing. New York: Farrar, Straus and Giroux.

Jay, R. (2001). *Jay's Journal of Anomalies. Conjurers, Cheats, Hustlers, Hoaxters, Pranksters, Jokesters, Imposters, Pretenders, Sideshow Showmen, Armless Calligraphers, Mechanical Marvels, Popular Entertainments*. New York: Farrar, Straus and Giroux.

Klinkowstroem, C. von (1954). *Die Zauberkunst. Meister, Geschichte, Tricks*. München: Ernst Heimeran Verlag.

Gundolf Krüger, Ulrich Menter und Jutta Steffen-Schrade (Eds.)

### **Tabu?! Verborgene Kräfte – geheimes Wissen**

(Katalog zur Ausstellung im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover, 28. September 2012 bis 7. April 2013 [Landesausstellung 2012 der Ethnologischen Sammlungen Niedersachsens])

Hannover und Petersberg: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover / Michael Imhof Verlag, 2012

ISBN: 978-3-86568-864-4, 319 Seiten, € 25,60

In kuratorischer Kooperation mit dem Städtischen Museum Braunschweig, der Ethnologischen Sammlung der Universität Göttingen sowie dem Landesmuseum für Natur und Mensch in Oldenburg zeigte das Landesmuseum Hannover von September 2012 bis zum April 2013 eine großangelegte ethnologische Ausstellung zum Thema „Tabu“, deren Katalog mit fachkundigen Essays und zahlreichen vortrefflichen Farbabbildungen der sehr beeindruckenden Exponate hier zu empfehlen ist. Wie der Hildesheimer Mit-Kurator Ulrich Menter in der Einleitung



**Abb. 1:** Tungusisches Schamanengewand,  
Sibirien, 2. Hälfte 18. Jh.  
© Ethnologische Sammlung  
der Universität Göttingen

(„Tabu – Geheim – Verborgene“) erklärt, bestimmten die folgenden Leitfragen das Präsentationskonzept: „Wie gehen Menschen mit Unheimlichem, Geheimem und Verborgenen um? Welche Bedeutung haben Religion und Tabu, Ritual und Magie im Leben menschlicher Gemeinschaften, und wer hat Zugang zum oftmals geheimen Wissen um die hinter diesen Begriffen stehenden Mächte? Und wann schließlich und auf welche Weise werden verborgene Kräfte im Leben der Menschen als wirksam wahrgenommen?“

Die kulturräumlichen Herkunftsgebiete der Exponate wie zum Beispiel Zeremonialgeräte, Federschmuck, Kleidungsstücke und sonstige Textilien, Bildwerke und – vor allem – Masken sind Polynesien, Melanesien, Mikronesien, West- und Zentralafrika sowie das Amazonasgebiet. Des weiteren weisen eindrucksvolle Ausstellungsstücke auf den Schamanismus in Sibirien und anderwärts auf dem Erdkreis hin.

Das polynesisch *ta pu* bezeichnet etwas herausgehoben Markiertes, etwas „ganz Gekennzeichnetes“, und wurde im 18. Jahrhundert von James Cook in der Hauptbedeutung von etwas „Verbotenem“ nach Europa importiert. Die Hannoveraner Ausstellung inspiziert das Tabu als ein Phänomen, welches den sozialen Zusammenhang und den Lebenslauf der Individuen auf der Basis einer stillschweigenden

Übereinkunft regelt; und da diese Traditionen und diese nicht explizierten Konventionen jenseits des intersubjektiv Verhandlbaren lokalisiert sind, kommt ihnen der Charakter des Unerklärlichen oder auch Unheimlichen zu. Tabu-kompetente Akteure und – exklusiv-esoterische – Gruppen verfügen demgemäß über ein „geheimtes Wissen“. Anschauungssache ist aber wohl, ob die Wendung des Presstextes, der von einer „geheimnisvollen Welt aus dunkler Magie und Mystik“ redet, sachlich angemessen ist. Faktum scheint zu sein, dass die „verborgenen Kräfte“, die mit dem Tabu verknüpft sind, eine außeralltägliche Wirksamkeit entfalten und insofern mit einigem Recht als gewissermaßen anomal anzusehen sind.

Da die Ausstellung strikt ethnologisch mit religionswissenschaftlichem Einschlag angelegt ist, wird man im Katalog eine Diskussion des ontologischen resp. handlungstheoretischen Status der „Tabu“-Effekte nicht erwarten dürfen. Nichtsdestoweniger liefert der schöne Band eine reiche Fülle erlesenen Anschauungs- und Reflexionsmaterials. (FS)

Thomas Ruster

## Die neue Engelreligion. Lichtgestalten – dunkle Mächte

Kevelaer: Butzon & Bercker, 2010

ISBN: 978-3-7666-1356-1, 264 Seiten, € 17,95

Unter dem Datum vom 26.9.2012 stellte die *FAZ* eine Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach vor, derzufolge in Deutschland kirchlich gebundene Religiosität weiter abnimmt. „Christliche Werte“ genießen nichtsdestoweniger ein nicht unbeträchtliches Ansehen, und in der Bevölkerung nimmt der Glaube zu, dass es „irgendeine überirdische Macht gibt“. Immer mehr Menschen glauben an Wunder, und mehr als die Hälfte der Deutschen glaubt an Schutzengel.

Thomas Ruster, Professor für Katholische Theologie an der Universität Dortmund, zeigt sich in seiner vorliegenden Publikation „fasziniert“ vom „Engel-, Boom“ der letzten Jahre und zweifelt nicht daran, dass dieses Phänomen „mehr als eine Mode“ ist (S. 9). Wenn etwa Jana Haas (2008) einer Engelsegestalt begegnet, die als „Waldwächterin“ (S. 18) auftritt, wenn Angelika Arnolds (2008) Delphine als „Engel der Meere“ (S. 19) erkennt oder wenn in der Heavy-Metal- wie auch in der Gothic-Szene die dunkle, satanische Seite der Engelreligion beschworen wird, so bedeutet das für Ruster eine überhaupt nicht unwillkommene Reaktualisierung der „Himmelsfrömmigkeit“ (S. 74): *„Die Engelreligion hat den Bann gebrochen, der mehr als 200 Jahre über der ‚aufgeklärten‘ Welt lag.“* (S. 49; kursiv im Original)

Den modernisierenden katholischen Theologen Herbert Vorgrimler nimmt sich Ruster als einen seiner Lieblingsantipoden vor: Als Rahner-Schüler mag dieser „Engel“ lediglich in pseudoaufklärerisch-psychologisierender Manier als Metapher für besonders nette Menschen hinnehmen, die in ihrer irdischen Liebeshwürdigkeit als Boten der „Liebe Gottes“ (S. 120) erscheinen. Nach diesem Muster dominiert in der heutigen entmythologisierungsfreudigen Theologie ein angelogischer Minimalismus, dem Ruster mit seinem – man staune! – systemtheoretisch flankierten angelogischen Maximalismus begegnet: Was in der Sprache der biblischen Tradition als „Mächte“ bezeichnet wird, lässt sich mit Niklas Luhmann als „Systeme“ beschreiben, die gut (im Sinne der autopoietisch generierten Selbsterhaltung), jedoch auch schlecht/böse (im Sinne der selbstzerstörerischen Verselbständigung ihres Selbsterhaltungsantriebs; so das ungebremsste kapitalistische Wirtschaften) sein können. Und gerade so, sagt Ruster, wie es de facto Systeme gibt, die kein Mensch je gesehen hat, gibt es eben auch Engel. Ihre hohe Zeit hatten sie im gegenreformatorischen Barock, wie ein Blick in die Kirchengenausstattung jener Epoche schlagend erhellt.

„Warum“, fragt der Autor, „sollte es nicht ‚feinstoffliche Energien‘ geben, die die Naturwissenschaft nicht messen kann?“ (S. 237) Insgesamt plädiert Ruster dafür, uns nicht blind und taub machen zu lassen. Engel, sagt Ruster, sind keine Wesen, die sich dumme Leute vor der aufklärerischen Spaltung des „Rationalitätskontinuums“ (S. 108) bloß eingebildet haben, sondern von Gott geschaffene Mächte, die uns (wieder) in die offenbare Wirklichkeit des Himmels geleiten. Wem das überspannt oder esoterisch vorkommt, der lese dieses ungewöhnliche und ungewöhnlich intelligente Buch, aktiviere seine Vernunftkräfte und lasse sich ggf. vom Gegenteil überzeugen. (FS)

## Literatur

Arnold, A. (2008). *Engelshauch und Delfingeflüster. Ein Handbuch für den Umgang mit den Engeln des Himmels und des Meeres*. Seeon: Falk.

Haas, J. (2008). *Engel und die neue Zeit. Heilwerden mit lichten Helfern*. Berlin: Ullstein.

Werner Nell

### **Atlas der fiktiven Orte. Utopia, Camelot und Mitteleerde. Eine Entdeckungsreise zu erfundenen Schauplätzen**

#### **Mit Illustrationen von Steffen Hendel**

Mannheim: Meyers Horizonte im Bibliographischen Institut, 2012

ISBN: 978-3-411-08387-9, 160 Seiten, € 29,95

An früherer Stelle dieser Rubrik habe ich das von Noel Daniel besorgte Buch *Magic*, eine reich illustrierte Geschichte der Zauberkunst, ganz oben auf die Liste derjenigen aktuellen Werke mit Anomalistik-Bezug gesetzt, die um eine Auszeichnung für ihre besonders attraktive Aufmachung nicht lange würden anstehen müssen. Das nun anzuzeigende Buch, ein großzügig gestalteter *Atlas fiktiver Orte* mit Texten des Literaturwissenschaftlers Werner Nell und eindrucksvollen Illustrationen von Steffen Hendel, würde ihm in einem solchen Wettbewerb aber sicherlich dichtauf folgen.

Im Stile einer systematischen Länderkunde mit grafisch vorzüglich umgesetzten erdkundlichen Steckbriefen und ihren historiografisch vermessenen Geschichten laden Autor und Illustrator zu Erkundungsreisen zu nicht weniger als dreißig fiktiven Orten ein. Von Karl Mays Ardistan bis zu Thomas Manns Zauberberg, von Platons Atlantis bis Michael Endes Phantasien, von Entenhausen bis Lilliput und Lummerland, vom weltfremden Schilda zum simsongelb gefärbten Springfield, von Utopia bis Camelot, von Avalon bis Mitteleerde reicht dieser ungewöhnlich abwechslungsreiche Reigen fantasievoll orientierter Reiseziele. Auch die Smaragdstadt Oz, das altisländische Niflheim, die Kriegerwohnstatt Walhall und Samuel Taylor Coleridges Xanadu (dessen sich schon Orson Welles für *Citizen Kane* bedient hatte) sind unter unseren literarischen Zielorten vertreten – ja, selbst das Schlaraffenland und das Paradies stehen mit auf dem spannenden Ausflugs- und Besichtigungsprogramm.

In ganz hervorragender Ausstattung und oft eigenwilliger, aber stets attraktiver Zusammenschau von literarischer Quelle, ihrer literaturwissenschaftlichen Kurzwichtung und multistilistischen grafischen Umsetzung wird dieser Band in jeder Hinsicht der fantastischen Vielfalt gerecht, mit der sich die dreißig fiktiven Orte in das kollektive Bewusstsein selbst derjenigen eingeschlichen haben, die der literarischen Welt im Allgemeinen eher fern stehen. In diesem kollektiven Bewusstsein führen viele der genannten Orte längst ein eigenständiges Dasein, das

ihre Ursprünge mehr und mehr verbirgt oder sie gar schon vergessen hat. Wem fällt bei Niflheim schon noch die Snorra-Edda ein, und wer denkt bei Avalon an Geoffrey of Monmouth und das 12. Jahrhundert?

Im Buch selbst und (soweit ich dies überschaue) auch in bisherigen Rezensionen nicht präsent ist der Umstand, dass ein solches interessantes publizistisches Unternehmen nicht ganz ohne Vorbilder und Vorläufer oder ähnlich geartete frühere Versuche gewesen ist. Zu deren überzeugendsten Beispielen zählt zweifellos Judyth McLeods *Atlas der legendären Länder. Von Atlantis bis zum Garten Eden* (McLeod, 2010), das hier en passant ebenfalls besonderer Aufmerksamkeit empfohlen sei. Ob für dieses berauschend schöne vorliegende Atlas- und Textwerk von Nell und Hendel zu ausgewählten fiktiven Orten eine Fortsetzung vorgesehen und gar bereits in Arbeit ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Prächtige Kandidaten für eine solche Fortführung liegen freilich auf der Hand: Denken könnte man beispielsweise an Jorge Luis Borges' Tlön und Uqbar, an Kafkas Schloss und Dorf, an Batmans gar nicht heimeliges Gotham City, an Astrid Lindgrens Taka-Tuka-Land, an Jonathan Swifts abwechslungsreiche Schicksalsorte Brobdignac, Glubbudubdrib oder Laputa oder an eine kaum überschaubare Fülle fiktiver, irdischer oder nichtirdischer Orte aus Kontexten der Science Fiction, die freilich oft allenfalls nachlässig konstruiert sind.

Abschließend empfiehlt sich ein in Diskussionen über fiktive Orte und Szenarien praktisch immer übersehener Aspekt besonderer Aufmerksamkeit. Manchmal – und das macht dieses gesamte Unternehmen zusätzlich spannend – geschieht es nämlich, dass sich die einst sicher geglaubte Unterscheidung zwischen fiktivem und realem Ort sukzessive verflüchtigt, dass sie mithin eingeschränkt oder gar aufgehoben werden muss. Dies gilt beispielsweise für den „realen“, im 17. Jahrhundert gegründeten Ort Sleepy Hollow im US-Bundesstaat New York, der in der erstmal 1820 veröffentlichten Erzählung *The Legend of Sleepy Hollow* des Schriftstellers Washington Irving (1917) zum Schauplatz gruseliger, auf lokale (ursprünglich aber niederländische bzw. niederdeutsche) Legenden zurückgehender Ereignisse (Reiter ohne Kopf etc.) wird. In diesem Ort gibt es seit Jahrhunderten und bis heute eine Old Dutch Church of Sleepy Hollow und den Sleepy Hollow Cemetery (auf dem auch Washington Irving beigesetzt ist), obwohl der Ort schon Mitte des 19. Jahrhunderts in das benachbarte Tarrytown eingemeindet worden ist und danach „North Tarrytown“ hieß. Erst im Jahr 1997, aber noch zwei Jahre vor der letzten Verfilmung von *The Legend of Sleepy Hollow* durch Tim Burton mit Johnny Depp in der Hauptrolle als Constable Ichabod Crane<sup>3</sup>, wurde North Tarrytown jedoch wieder in „Sleepy Hollow“ zurückbenannt. Ist dieser Ort, der praktisch sein gesamtes Renomé einer literarischen Fiktion verdankt und der seit Jahrhunderten unter diesem Namen mal existiert, mal nicht, nun ein fiktiver oder ein realer Ort? Ist er beides, und inwiefern ist er das? Und wo genau ziehen wir die interpretatorischen Grenzen? (GHH)

---

3 Ichabod Crane ist in Irvings ursprünglicher Erzählung kein „Constable“, sondern ein gelehrter, aber abergläubischer Landschulmeister.

## Literatur

Irving, W. (1917). *The Legend of Sleepy Hollow* [1820]. The Harvard Classics Shelf of Fiction. Cambridge, MA: Harvard University Press.

McLeod, J.A. (2010). *Atlas der legendären Länder. Von Atlantis bis zum Garten Eden*. Hamburg: National Geographic Deutschland.

Andreas Urs Sommer

### **Lexikon der imaginären philosophischen Werke**

Berlin: Die andere Bibliothek / Eichborn, 2012

ISBN: 978-3-821-86241-5, 362 + iv Seiten, € 32,00

Begeben wir uns von den fiktiven Orten zu den fiktiven Büchern, die man meist „imaginäre“ nennt. Imaginäre Bücher sind solche, die es in Wirklichkeit nicht gibt, die aber insofern „existieren“, als legitime Bücher oder andere Texte auf sie Bezug nehmen. Charakteristisch ist die Erzählung „Untersuchung des Werks von Herbert Quain“ von Jorge Luis Borges. Sie beschreibt in Gestalt eines kritischen Essays die Werke Herbert Quains, eines nicht existierenden Autors. Ähnliches gilt für Borges' Rezensionen „Pierre Menard, Autor des Quijote“ und „Der Weg zu Almotasim“ – alle genannten Texte sind in der Sammlung *Fiktionen* (Borges, 1992) enthalten. In seinem Vorwort erläutert Borges ironisch, was ihn bewogen hat: „Ein mühseliger und strapazierender Unsinn ist es, dicke Bücher zu verfassen; auf fünfhundert Seiten einen Gedanken auszuwalzen, dessen vollkommen ausreichende Darlegung wenige Minuten beansprucht. Besser ist es, so zu verfahren, daß man so tut, als gäbe es diese Bücher bereits, und ein Résumé, einen Kommentar vorlegt [...] Aus größerer Gewitztheit, größerer Unbegabtheit, größerer Faulheit habe ich das Schreiben von Anmerkungen zu imaginären Büchern vorgezogen.“ (*ibid.*: 13)

Typisch ist ferner auch *Die vollkommene Leere* von Stanislaw Lem (1981), eine Anthologie, die 16 Rezensionen umfasst, von denen sich 15 auf nichtexistente Bücher beziehen, während die 16. (und im Buch erste) die Anthologie selbst bespricht und damit die einzige ist, die sich (wenn auch selbstbezüglich) mit einem realen Buch befasst. Nicht nur einzelne imaginäre Bücher, sondern auch ganze erfundene Bibliotheken und Bibliografien haben eine veritable literarische Tradition. Prominente Beispiele findet man in Rabelais' *Gargantua und Pantagruel*, wo der Autor eine vollständige Klosterbibliothek erfindet (Rabelais, 1964 [1565]: II,7), oder bei Fischart (1993 [1590]), der den *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis* oder *Immerwährenden Katalog der Kataloge* herausgab, ein Werk, das aus einer über 500 Positionen umfassenden imaginären Bibliografie besteht. Lockerer überboten wird Fischart noch von Rademacher (2003), dessen *Akute Literatur* sich auf die kommentarlose Präsentation von gut 1.000 erfundenen bibliografischen Angaben beschränkt (eine Übersicht über weitere Beispiele bietet Eco, 2009: 371-393).

Diese spannende, aber gottlob sparsam<sup>4</sup> zum Einsatz gebrachte und gerade darum „reiche“ literarische Tradition, die – wie bei anderer Gelegenheit noch zu zeigen sein wird – Stimulus auch für die eine oder andere diskussionswürdige „literarische Anomalie“ gewesen ist, hat im *philosophischen* Schrifttum im engeren Sinne bisher nur wenige Vergleichsfälle gefunden. Das mag illustrieren, wie selten Philosophen sich Selbstbespiegelungen mit dem ironischen Biss eines Jorge Luis Borges gestatten oder wie sehr der Bierernst philosophischen Belehrungsstrebens das professionelle Geschäft bestimmt. Eine der wenigen Ausnahmen, und eine sehr kluge zudem, haben wir nun aber dem Freiburger Philosophen und Nietzsche-Experten Andreas Urs Sommer zu danken.

In alphabetischer Reihung präsentiert und diskutiert Sommer philosophische Werke von der Antike bis zur Gegenwart, die nie geschrieben wurden. Nach Sommers Überzeugung hätten einige von ihnen besser geschrieben werden sollen, während wir in anderen Fällen wohl einfach Glück gehabt haben, dass dies unterblieben ist. Die Philosophen, die Geschichts- und Kulturphilosophen zumal, sind jedenfalls ihren Mitteilungspflichten bisweilen nicht hinreichend nachgekommen, und wir können nur erahnen, was sie uns zu sagen gehabt hätten, dann aber doch lieber verschwiegen haben. An eben dieser spekulativen Aufgabe versucht sich Sommer.

Dem Leser aus dem Herzen gepaßt ist zum Beispiel auch ein weniger philosophisches als disziplingeschichtliches Werk, das Sommer vorstellt: die, wie es heißt, erstmals im Jahr 1814 erschienenen und seither fortgeführten *Bewerbungsacten großer Philosophen*, ein grandioses Werk empirischer Philosophiegeschichtsschreibung. Wir erfahren dort mancherlei Unbekanntes über Karrieren von Philosophen: Wir hören von der gescheiterten Bewerbung Platons um ein Philosophie-Ordinariat in Syrakus ebenso wie über ein unterwürfiges Bewerbungsschreiben Wolfgang Stegmüllers um einen Münchner Lehrstuhl. Nur die Postkarte, bemängelt Sommer, mit der Paul Feyerabend sich weiland erfolgreich um eine Professur für Wissenschaftsphilosophie an der ETH Zürich beworben habe, sei unverzeihlicherweise nicht abgedruckt worden. – Andreas Urs Sommers imaginierte Philosophiegeschichte ist ein sehr empfehlenswertes Buch voll heiterer Ernsthaftigkeit. (*GHH*)

### Literatur

- Bénabou, M. (1990). *Warum ich keines meiner Bücher geschrieben habe*. Frankfurt/M.: Frankfurter Verlagsanstalt.
- Borges, J.L. (1992). *Werke in 20 Bänden. Band 5: Fiktionen (Ficciones). Erzählungen 1939-1944*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag.
- Eco, U. (2009). *Die unendliche Liste*. München: Carl Hanser.

4 Seltener noch als die imaginären nichtgeschriebenen Bücher sind die nichtimaginären geschriebenen Nichtbücher – der französische Historiker und Schriftsteller Marcel Bénabou (1990) und der deutsche Verleger (Hanser) Michael Krüger (1990) haben sich mit eindrucksvollen Resultaten an solchen versucht.

- Fischart, J. (1993). *Catalogus catalogorum perpetua durabilis* [1590]. Tübingen: Niemeyer.
- Krüger, M. (1990). *Das Ende des Romans. Eine Novelle*. Salzburg: Residenz Verlag.
- Lem, S. (1981). *Die vollkommene Leere*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rabelais, F. (1964). *Gargantua und Pantagruel. Zwei Bände* [1565]. München: Carl Hanser.
- Rademacher, H. (2003). *Akute Literatur. Bibliographischer Zeilenwurf*. Berlin: Merve.

Karl Hepfer

## **Die Macht der Phantasie und die Abschaffung absoluten Wissens Ein philosophiehistorischer Überblick von Platon bis Kant**

Freiburg i.Br.: Verlag Karl Alber, 2012

ISBN: 978-3-495-48557-6, 162 Seiten, € 24,00

Immanuel Kants „Vorbericht“ zu *Träume eines Geistersehers* beginnt so: „Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten. Hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können. Hypochondrische Dünste, Ammenmärchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauzeug nicht ermangeln.“ Ein Phantast ist, wie hier paradigmatisch Swedenborg, jemand, der meint oder behauptet, seine Phantasien, Einbildungen oder Imaginationen hätten den Status von (realen) Wahrnehmungen. Innere Vorstellungsbilder geben sich als äußere aus.

Nun gilt seit einiger Zeit in der Kant-Forschung als gewiss, dass die *Kritik der reinen Vernunft* wesentliche Impulse Kants Beschäftigung mit dem Irrationalismus der Spätaufklärung à la Swedenborg verdankt; und in seinem Hauptwerk findet sich auch die „Einbildungskraft“ wieder, und zwar als ein Teil unseres Erkenntnisapparats von besonderem Gewicht. Wie der Erfurter Philosoph Karl Hepfer in dem hier vorzustellenden bündigen und gehaltvollen philosophiegeschichtlichen Kursus – wahrhaftig nicht als erster – darlegt, sind die systematische Position und die transzendente Funktion dieses (uneindeutig) zwischen Sinnlichkeit und Verstand lokalisierten Vermögens in Kants erster *Kritik* jedoch alles andere als problemlos bestimmbar.

Wie „verwickelt“ (S. 128) die Festlegung der wissensgenerierenden Leistung der Einbildungskraft sich gestaltet, ergibt sich eklatant schon aus den Unterschieden zwischen den beiden Fassungen der *Kritik der reinen Vernunft*. Nichtsdestoweniger spricht ihr Kant – „über eines ihrer Produkte – das ‚transzendente Schema‘“ (S. 145; kursiv im Original) – eine bedeutende gegenstands- und erkenntnisconstitutive Aufgabe zu: die, zwischen den Anschauungen der Sinne und den Begriffen des Verstandes zu vermitteln. Hepfer scheint den Hauptvorzug der Kantischen erkenntnistheoretischen Konstruktion darin zu erblicken, den Geltungsanspruch epistemologischer Skeptizismen und Relativismen (vorkantisch: David Hume; nachkantisch: Strukturalismus und Postmodernismus) begrenzen zu können. Sie offeriere der philosophi-

schen Reflexion einen nicht-relativistischen „Wissensbegriff“ (S.146), der gleichwohl ohne die Insistenz auf Absolutheit auskommt. Mir scheint indes, es bedürfte einiger Anstrengung der Phantasie, um die Topographie dieses von Hepfer postulierten, jenseits der traditionellen Disjunktion von „absolut“ und „relativ“ liegenden logischen Ortes imaginieren zu können.

Gewiss wäre es kaum fair, Karl Heffers Buch ausschließlich aus der Perspektive seines risikanten Resultats zu lesen. Es expliziert diachron die Stellung der „Phantasie“ als Vermögen der Erkenntnis und als Produkt der Imaginationskraft (*phantasma*, Vorstellungsbild) von der Antike (Platon, Aristoteles, Neuplatonismus) über die mittelalterliche christliche Philosophie (Augustinus und Thomas von Aquin) bis hin zu den großen neuzeitlichen Vorläufern Kants (Descartes, Hobbes, Locke und Hume). Ein Abschnitt wendet sich der Schrift des Gianfrancesco Pico della Mirandola (Neffe von Giovanni Pico della Mirandola), *De imaginatione* (1501), zu. „Die imaginatio ist“, so heißt es dort (S. 41), „oft leer und unsted – ein Sachverhalt, um dessentwillen wir die Untersuchung der vorliegenden Schrift unternommen haben.“ (FS)

Andreas Fuchs

## **Mariologie und ‚Wunderglaube‘**

### **Ein kritischer Beitrag zur spiritualitätstheologischen Valenz der Mariophanie im Kontext humanwissenschaftlicher Fragestellungen**

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 2009

ISBN: 978-3-7917-2191-0, 223 Seiten, € 34,95

Um Absicht und Anlage dieser Publikation recht zu verstehen, sollte man wissen, dass sie auf einer Dissertation basiert, die an der Katholischen Universität Eichstätt unter der doktorväterlichen Betreuung von Erwin Möde entstanden ist. Dieser, Psychologe, Priester und (Fundamental-)Theologe in einer Person, hat den dortigen Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik inne. Die Verbindung von humanwissenschaftlichen (insbesondere psychologischen und soziologischen), seelsorgerischen und theologischen Themen geschieht mittels der Prinzipien einer dialogisch ausgerichteten „korrelativen Methodologie“ (S. 16); d.h., die – induktiv gewonnenen – Ergebnisse humanwissenschaftlicher Forschung werden in den Corpus der – vornehmlich deduktiv verfahrenen – Theologie eingebracht, wobei das letztbestimmende Wort der christlichen Glaubenswissenschaft vorbehalten bleibt, wie es einst Leo Scheffczyk (1920-2005) gefordert hatte: „Integration bedeutet die Einbeziehung der natürlichen Wahrheiten in ein höheres Ganzes, das von der Wahrheit der Offenbarung und des Glaubens erfüllt und belebt ist.“ (S. 17)

Vernehmbare mariologische Akzente in der Eichstätter Spiritualitätstheologie hatte Rudolf Graber (1903-1992) gesetzt und so eine Forschungstradition begründet, in der auch Fuchs' Studie steht, die sich des Problems annimmt, vor das die Mariophanien/Marienerscheinungen (Fuchs rekurriert exemplarisch auf Guadalupe [1531], Lourdes [1858] und Fatima [1917]) als

„Begleiterscheinungen der Mystik“ (S. 87) den Spiritualitätstheologen stellen. Dessen Bahn durch das wahrhaft unwegsame Gelände der Marienerscheinungen ebnet sich am besten, wenn er sich des Instruments der ignatianischen „Unterscheidung der Geister“ bedient, wie es in paradigmatischer Vorbildlichkeit von den Jesuiten Giovanni Battista Scaramelli („Diretorio Mistico“, 1754) und Augustin François Poulain („Des grâces d' oraison“, 1901) zum Zweck der Erstellung einer Authentizitätskriteriologie für Privatoffenbarungen, Visionen, Auditionen etc. entwickelt worden war.

Als Essenz ergibt sich, dass die – manchmal spektakulären – „Begleiterscheinungen der Mystik“ aus spiritualitätstheologischer Sicht „rein ‚akzessorischen‘ Charakter“ (S. 159) haben, ihnen also weniger Gewicht beizumessen ist als dem kernhaft mystischen Gehalt der außergewöhnlichen Erfahrung. „[U]ngesunde Frömmigkeitsformen wie eine schwärmerische Wundersucht“ sind zu missbilligen und vom Seelenführer zu therapieren. „Vorschnelle Pathologisierungen oder Naturalisierungen des Phänomens müssen jedoch“, so Fuchs, „genauso vermieden werden wie ein marianischer Minimalismus. Marienfrömmigkeit darf nicht mit dem Verdikt unzeitgemäßer Frömmigkeit stigmatisiert werden. Vielmehr gilt es, die christozentrische Prägung marianischer Frömmigkeit wahrzunehmen und Mariens heilsgeschichtliche Stellung im Horizont der Inkarnation zu deuten.“ (S. 205)

Prinzipiell hat zu gelten: „Eine Klärung der Authentizität mystischer Begleiterscheinungen im naturwissenschaftlichen Sinne ist nicht möglich“ (S. 205); vielmehr ist hier etwas anderes maßgeblich: „die Konformität und Kontinuität mit der kirchlichen Lehre“ (S. 200). Denn die rein weltlichen Wissenschaften mit ihrem „Menschenbild“ (S. 197) und ihren „weltanschauliche[n] Voraussetzungen“ (S. 198) können nach Fuchs' Überzeugung für eine verantwortliche und angemessene Behandlung der zur Debatte stehenden Angelegenheit keine endgültige Zuständigkeit für sich beanspruchen. (FS)

Cédric Villani

### **Das lebendige Theorem**

Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag, 2013

ISBN: 978-3-10- 086007-1, 304 Seiten, € 19,99

Detaillierte, populär aufgezogene, aber dennoch im Detail seriöse Fallstudien haben ein allgemein wissenschaftlich aufgeschlossenes Lesepublikum zunehmend mit der Faszination wissenschaftlicher Entdeckungen, Entwicklungen und Problemlösungen vertraut gemacht. Dass dies einen bedeutsamen Trend auch für Fragestellungen im Umfeld der Anomalistik markiert, habe ich bei anderen Gelegenheiten schon mehrfach hervorgehoben und kritisch diskutiert. Als Vorreiter und prominente Schrittmacher einer solchen allgemeinen Entwicklung haben, vielleicht ein wenig überraschend, gerade Studien in Buchlänge über verwickelte mathematische Problemfälle und deren Entwirrung gedient. Simon Singhs eingängige und eben deshalb

besonders populär gewordene Untersuchung über Lösungsversuche für Fermats sogenannten letzten Satz (Singh, 1998) war in diesem Zusammenhang stil- und geradezu schulbildend und verdient daher allemal besondere Erwähnung.<sup>5</sup> Aber auch sich diesem Strom rasch zugesellende Bücher über Poincarés Vermutung (O’Shea, 2007), die bisweilen irritierenden „Geheimnisse“ der Primzahlen (Sautoy, 2004) oder andere mathemathikhistorische oder –theoretische Problemlagen (z.B. Hoffman, 1988; Kaplan, 2000; Paulos, 2004; Devlin, 2009) haben diese Entwicklung unterstrichen und verstärkt.

Nun leben alle diese Werke insbesondere, ja fast ausschließlich davon, dass ihre Autoren den Lesern kurzweilig, kleinteilig und alltagslebensnah plausibel zu machen versuchen, mit was sich ihre Protagonisten in den höheren mathematischen Sphären eigentlich befassen und warum dies auch für uns mathematisch Minderbegabte von Interesse ist. Um eine Fortschreibung dieses inzwischen wohletablierten Genres von Büchern, die die Mathematik und die Wissenschaften insgesamt im besten Sinne popularisieren, scheint es sich auf den ersten Blick auch bei Cédric Villanis neuem Buch *Das lebendige Theorem* zu handeln. Wer sich dem hier anzuzeigenden Band mit dieser Erwartungshaltung nähert, wird jedoch zwangsläufig enttäuscht, obwohl der Autor bisweilen auch ein wenig mit solchen, von seinen Vorgängern geschürten Erwartungen spielt.

In der Tat ist Villanis Buch von ganz anderem Charakter als all die vorstehend genannten und empfohlenen. Während diese bemüht sind, das Argumentations- und Darstellungsniveau auf das Fassungsvermögen ihrer vorgestellten Leserschaft einschließlich allfälliger Mathematikphobiker herunterzuschrauben, lässt Villani keinen Zweifel daran, dass Mathematik auf dem exklusiven Level, auf dem er sie betreibt, eine verdammte Schinderei ist, der selbst die meisten Mathematiker nur eine geringe Strecke weit zu folgen vermögen. Villani beschreibt – wobei „beschreibt“ ein völlig unzureichender Euphemismus ist – seine letztlich (2010) erfolgreichen Bemühungen, die Fields-Medaille verliehen zu bekommen, die alle vier Jahre vergeben wird und für Mathematik-Genies reserviert ist, die noch keine 40 Jahre alt sind. Villani, schon mit Ende 20 Professor an der École Normale Supérieure in Lyon und mit Mitte 30 Direktor des renommierten Institut Henri Poincaré in Paris, erläutert sein Problem so: „Zeigen, dass eine Lösung der linearen Wlassow-Gleichung, die räumlich periodisch ist und sich in der Nähe eines stabilen Gleichgewichts befindet, sich spontan auf ein anderes Gleichgewicht hinentwickelt.“ Ach so. Es geht, versichert Villani weiter, grundsätzlich um die mathematische Dar-

---

5 Simon Singhs unüberlegte und schlecht informierte Äußerungen über alternative Methoden in der Medizin, veröffentlicht vorzugsweise in Artikeln in populären, weit verbreiteten Medien wie der britischen Zeitung *The Guardian*, sind hingegen offenbar so nachhaltig justitiabel, dass die Wiederholung eines Teils seiner Behauptungen Singh mittlerweile gerichtlich untersagt ist. Dies ist eine Erscheinung, die uns unerfreulich oft begegnet: Kaum hat jemand ein sehr kluges, viel beachtetes, hoch gelobtes und entsprechend auch wirtschaftlich erfolgreiches Buch veröffentlicht, lässt er (oder sie) sich dazu verleiten, sich ohne nennenswertes Nachdenken und hinreichende eigene Kompetenz mit Äußerungen über eine Fülle anderer, unerkannt anspruchsvoller Fragestellungen zu blamieren. Das gilt für die faden Wochenendphilosophien mancher nobelpreisprämierter Naturwissenschaftler ebenso wie für populäre Allerweltsschriften weniger lichter Geister.

stellung des Energietransports in heißen Plasmen, um Entropie und vor allem um die sog. Landau-Dämpfung. Nicht, dass der Autor Nennenswertes unternähme, um seinen Lesern diese Problemstellungen irgendwie fasslich zu machen und sie wenigstens rudimentär zu erläutern. Stattdessen paart er den Abdruck seines Email-Verkehrs mit seinem Mitarbeiter Clément Mouhot (der wesentlich aus einem nur für Fachleute entwirrbaren TeX-Code-Zeichensalat besteht) mit seinen Begleitbriefen zu eingereichten Publikationsmanuskripten, Versatzstücken aus Kursnotizen oder Vorträgen, seitenweise unerläuterten mathematischen Gleichungen mit Bi-Hybridnormen und Fourier-Transformationen, und er verquickt das Ganze mit wie zufällig ausgewählt wirkenden Traumprotokollen, durchaus banalen Alltagserlebnissen, Gedichtfragmenten, kaum gefilterten Tagebucheinträgen, musikalischen Notizen und Bemerkungen und mancherlei mehr. Nicht Mathematik will der Autor verständlich machen, sondern seinen in mehr als einer Hinsicht gewöhnungsbedürftigen, mal verzweifelten, mal euphorischen Lebensvollzug als Mathematiker.

Diese verschrobene Collage ist weniger mathematisches Exposé als Konkrete Poesie. Manch einer mag sie für einen literarisch besonders originellen Alleinflug halten; ich empfand sie eher als eine Zumutung. „Natürlich versteht der Leser nichts“, räumt Villani ein und klingt dabei nicht einmal hochnäsiger. Der Leser seinerseits mag sich nicht so recht entscheiden, ob er dem mathematischen Genie applaudieren oder es bedauern soll. Dieser Leser lernt (sofern er mathematisch nur durchschnittlich bedarft ist) sehr wenig über Mathematik, dafür Vieles darüber, was eigentümlichste Eitelkeiten und ein unermesslicher, selbstapplizierter Erfolgsdruck mit einem hochbegabten Wissenschaftler anzustellen vermögen. (GHH)

### Literatur

- Devlin, K. (2009). *Pascal, Fermat und die Berechnung des Glücks. Eine Reise in die Geschichte der Mathematik*. München: C.H. Beck.
- Hoffman, P. (1988). *Archimedes' Revenge: The Joys and Perils of Mathematics*. New York & London: W.W. Norton.
- Kaplan, R. (2000). *Die Geschichte der Null*. Frankfurt/M. & New York: Campus.
- O'Shea, D. (2007). *Poincarés Vermutung. Die Geschichte eines mathematischen Abenteurers*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag.
- Paulos, J.A. (2004). *Das einzig Gewisse ist das Ungewisse. Streifzüge durch die unberechenbare Welt der Mathematik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sauty, M. de (2004). *Die Musik der Primzahlen. Auf den Spuren des größten Rätsels der Mathematik*. München: C.H. Beck.
- Singh, S. (1998). *Fermats letzter Satz. Die abenteuerliche Geschichte eines mathematischen Rätsels*. München: Carl Hanser.

Valentin Groebner

## Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung

Konstanz: Konstanz University Press, 2012

ISBN: 978-3-86253-025-0, 143 Seiten, € 16,90

Die Lektüre dieser recht knappen „Gebrauchsanweisung“ für Wissenschaftssprache, verfasst von dem Luzerner Historiker Valentin Groebner, hat mich in mancherlei Hinsicht an Beobachtungen erinnert, die der Philosoph, Psychologe und Mediziner Max Dessoir vor mehr als einem Jahrhundert in seinen gewohnt treffsicheren Bemerkungen einer eigenen Buchbesprechung festgehalten hat. In einem Review Essay über die „Psychologie des Verbrechers“ notierte Dessoir (1911) seinerzeit:

Zunächst verfährt [der Verfasser] mit dem ihm vorliegenden Stoff in einer Weise, die es wohl erlaubt, schnell ein dickes Buch zusammenzuschreiben, aber unmöglich macht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er rafft wahllos eine Menge Material zusammen und gibt es dann im Rohzustande weiter [...] Zu dem gerügten Mangel gesellt sich ein zweiter, ihm nahe verwandter. Der Verfasser sucht Hilfe bei vielerlei Wissenschaften [...]. Das ist begreiflich und berechtigt. Leider jedoch folgt er blindlings, nach Art der Scholastiker, einigen „Autoritäten“ und fügt ihren Ansichten lediglich ein paar Beispiele oder Nutzenwendungen hinzu [...] In Wahrheit ist unerlässlich, daß die [...] Probleme wirklich durchgedacht [...] werden. (*ibid.*: 202-203)

So wenig überzeugend Max Dessoir das ihm seinerzeit (zu einem ganz anderen Thema) vorliegende Buch erschien, so wenig kann auch die von Groebner beabsichtigte „Pathologie der Wissenschaftssprache“ den Leser für die Argumentationsgänge und -ziele dieses Verfassers einnehmen. Nun wäre eine kompetente Einführung in die Varietäten der Wissenschaftssprache und ihren Gebrauch sicherlich begrüßenswert. Und wer ständig wissenschaftliche Literatur konsumiert, der kann sich der Einsicht in die Dringlichkeit eines entsprechenden Bedarfs kaum entziehen. Auch ist es nicht so, dass Vieles von dem, was der Verfasser schreibt, in der vorgelegten Form eklatant falsch oder auch nur fragwürdig wäre. Vielmehr ist nahezu alles oft altbekannt (was für sich genommen tolerabel wäre), sachlich aber kaum erheblich und oft anscheinend frei von nennenswerten eigenen Gedanken. Die Empfehlung für die Wissenschaftler, sie möchten doch beim Schreiben mehr an ihre Leserschaft und deren Bedürfnisse denken, mittels konkreter Beispiele argumentieren und strukturiert schreiben, ist bestenfalls hausbacken. Groebners wissenschaftshistorische und wissenschaftssoziologische Einordnung unklarer und unverständlicher Wissenschaftssprache ist oft selbst wenig konkret und zielgenau. Auch nicht mehr ganz taurisch ist die sich aus Erhebungen des selbstgewissen Autors bei einer Schreibwerkstatt für Doktorandinnen und Doktoranden im Literaturarchiv in Marbach sich ergebende Einsicht, dass die mangelnde Lesbarkeit des Wissenschaftsdeutsch nicht in erster Linie auf einen korrespondierenden Mangel an Talent seitens der Schreibenden zurückgehe, sondern entscheidend mit der Organisation der Universitätslandschaft und der akademischen Lehre, mit dem Wissenschaftsstatus von

Universitätsdisziplinen oder mit Abhängigkeitsverhältnissen im Wissenschaftsbetrieb zu tun habe.

Warum also schreiben Wissenschaftler oft so kompliziert? Wieso (und wie) verwandeln sich aufregende Ideen in gelehrten Aufsätzen und Büchern so rasch und so oft in ein Dickicht aus zähem Jargon? Und wie kann man es besser machen – klarer, griffiger, lesbarer? Wissenschaftliche Schreibführer liegen heute in kaum noch zu überblickender Zahl vor. Die meisten richten sich an Studienanfänger, verstehen sich explizit als Lehrbücher – und sind häufig das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt sind. Sie legen gewöhnlich großen Wert auf Formalia (etwa die korrekte Benutzung wissenschaftlicher Hilfsmittel, korrektes Zitieren usw.) und bemühen sich um die genaue Wiedergabe wissenschaftlicher Darstellungskonventionen der unterschiedlichen Disziplinen. Die Deformationen der Wissenschaftssprache und die oft bizarren Sprachverirrungen, die solche disziplinären Schreibregeln ebenfalls erzeugen, kommen in ihnen indessen kaum vor. Valentin Groebner hingegen, das muss man ihm zugute halten, interessiert sich immerhin für das, was Wissenschaftler tatsächlich mit Sprache anstellen. Dennoch ist dieser praktisch gewendete Essay für die Abfassung gut verständlicher akademischer Texte in der Praxis keine wirkliche Hilfe. Es gibt geeignetere diagnostische und therapeutische (und selbst dann nicht immer wirklich gute) Leitfäden. Und der ganz kleinen parodistischen *Wissenschafts-prosa* von H. Wald (1977) entnimmt man mitunter mehr Verbesserungsrelevantes über die Abgründe von Wissenschaftssprache als vielen sich gelehrt gebenden umfangreicheren Abhandlungen. (GHH)

### Literatur

Dessoir, M. (1911). Psychologie des Verbrechers. *Der Türmer*, 13, (II), 202-205.

Wald, H. (1977). *Wissenschafts-prosa. Eine Parodie*. Hg. v. K. Riha. Frankfurt/M.: Patio.